

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 28

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inserten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Die guten neuen Zeiten

Immer, wenn ich jemand von den «guten alten Zeiten» reden höre, kommt mir die Geschichte vom letzten Herbst in den Sinn. Mein Sohn litt an einer argen Erkältung, die plötzlich in hohes Fieber umschlug. Ich rief eilends den Arzt. Er warf einen kurzen Blick auf ihn, sagte «himm ...» und gab ihm eine Injektion. Das ganze dauerte zwei Minuten. Als er sich mit dem Versprechen, in drei Tagen nochmals zu kommen, verabschiedete, fragte ich: «Was hat er denn?» «Nichts Besonderes», erwiderte, «nur Krystipelas». Ich wuschte natürlich nicht, was das ist, und schlug im Lexikon nach; und da sprangen mir die Worte «nimmt oft einen tödlichen Verlauf» entgegen. Entsetzt telefonierte ich dem Arzt.

Er lachte mich aus: «Ihr Lexikon ist veraltet! Es muss aus der Zeit, bevor man das Penicillin kannte, stammen.» Dann aber wurde seine Stimme ernst: «Ihr Sohn kann von Glück reden, dass er die Krankheit nicht vor zehn Jahren erwischt. Damals hätte er wirklich daran sterben können.» Die «guten alten Zeiten» waren doch nicht so wunderbar — mein Sohn ist der gottlob lebende Beweis dafür.

Wir heutigen Menschen machen uns eine Menge Sorgen, wir haben Angst und ringen die Hände. Die Drohung des Kriegs hängt ständig über uns, die Atombombe mit all ihren Schrecken wartet nur darauf zu explodieren ...

Sicher, der Krieg ist etwas Furchtbares — es wäre Wahnsinn, über die Gefahr zu lachen. Aber Krieg ist nichts Neues unter der Sonne. In der ganzen Geschichte der Menschheit gab es kaum einen Tag, an dem nicht irgendwo auf der Welt Krieg herrschte. Die Menschheit hat von jeher unter dem Schatten dieser Bedrohung gelebt — und überlebt.

Gewiss, die Atombombe ist die grässlichste Waffe, die je erfunden ward. Die erste Atombombenexplosion in Japan forderte 75 000 Menschenleben. Aber erinnern wir uns einen Augenblick lang an die grossen Heimsuchungen der Geschichte — die geheimnisvollen und entsetzlichen Pestepidemien, die die Welt wie Furien durchrasten, und deren Erreger und Behandlung bis zu den Tagen der modernen medizinischen Wissenschaft unbekannt blieben! Der «schwarze Tod», der Europa im 14. Jahrhundert unter seiner Geissel hatte, forderte 25 Millionen Tote. Die Menschen mussten hilf- und tatlos dasitzen, beten und warten, bis er sie niederstreckte. In vielen Gegenden unseres Erdteils lebte nach dem Erlöschen der Seuche nur noch der vierte Teil der Bevölkerung. 1664 wurde London von der Pest verheert. Man lese Daniel Defoe «Geschichte der Pestzeit» mit ihren Schilderungen der Panik, ausgewählten Flucht, der in den Strassen liegenden Leichen ohne Grab nach, bevor man überhaupt wußte, das Leben sei heutzutage hart!

Trotz allen Sorgen, trotz der tatsächlichen Kriegsdrohung, trotz den Grenzen, die der Medizin auch heute noch gesteckt sind, ist das Leben doch noch nie so sicher gewesen wie in unseren Tagen. Die Wissenschaft hat das Gebären gefahrlos gemacht, sie hat die Kindersterblichkeit auf ein Minimum gesenkt, sie hat Diphtherie, Pneumonie, Pocken und zahlreiche andere Krankheiten ihres Schreckens entkleidet. Wir haben heute ein langes

Leben; die durchschnittliche Lebensdauer des Mannes liegt bei 65, der Frau sogar bei 71 Jahren. Der Tod im Frühling des Lebens ist selten geworden. Kinder, die Vollwaisen sind, begegnen uns kaum mehr. Aber es war nicht immer so! Shakespeaee gibt uns einen Romeo von 14, eine Julia von 13 Jahren. Damals musste man jung leben und jung heiraten, denn für die meisten Menschen war das Leben mit 30 oder höchstens 40 Jahren zu Ende; ein junger Mensch, der an der Schwelle der Mannbarkeit seine Eltern noch hatte, war glücklich zu preisen.

Wir klagen das Militär an, es raube dem jungen Mann kostbare Monate und gar Jahre seines Lebens. Sicher tut es das. Und der letzte Krieg forderte von Millionen Männern sogar lange Jahre ihres Daseins. Die Wissenschaft aber hat uns weit mehr Lebensjahre geschenkt, als der Militärdienst uns nehmen kann.

Die Segnungen des modernen Zeitalters sind zahllos. Wer stirbt in einem modernen Sozialstaat der alten oder neuen Welt heute noch an Hunger? Selbst der Aermste hat dank der sozialen Wohlfahrt ein Leben, das die kühnsten Träume der meisten Menschen vergangener Jahrhunderte übertrifft. Der Hunger war einst eine schlimmere Geissel als der Krieg und ist es in den rückständigen Gebieten der Welt heute noch. Die modernen Landbebauungsmethoden jedoch haben die Bodenerosion, Pflanzenkrankheiten, Schädlingsplage und Dürre erfolgreich bekämpft. Dem Durchschnittsbürger steht heute eine Auswahl an Nahrungsmitteln zur Verfügung, wie sie einst nicht einmal die Könige kannten.

Und welcher Herrscher hatte den Komfort der Neuzeit? Bis auf die Tage, deren sich manche unserer Zeitgenossen noch erinnern können, hatte keiner von ihnen Zentralheizung, elektrisches Licht oder einen Kühlschrank. Und welcher Kaiser oder König kannte kulturelle Veranstaltungen, wie sie für uns heute alltäglich sind? Radio und Grammophon bringen Musik, gespielt von den besten Orchestern der Welt, ins Heim des kleinen Mannes; der Film hat berühmte Theaterstücke, deren Geschehen wenigstens Begüterten vorbehalten war, in die breite Masse getragen. Und es wird kaum mehr lange dauern, bis die Television jeder Familie ein Schauspiel bietet, wie man es sich früher nicht einmal in Palästen träumen liess.

Und wieviel mehr Freizeit haben wir heute! Noch vor 50 Jahren rackerte sich jeder Bauer im Schweiße seines Angesichts am Pflug ab, seine Frau holte das Wasser am Brunnen, kochte auf dem Holzherd, stellte Seife und Kerzen selbst her, wusch ihre Kleider und die Leintücher eigenhändig und wusch die Wäsche mühsam am Bach. Heute hat der Bauer einen Traktor, und die Küche seiner Frau ist von den modernen Einrichtungen auch nicht unberührt geblieben. Vor einem halben Jahrhundert schuftete der Arbeiter zehn und oft zwölf Stunden am Tag, erschöpft kehrte er nach Hause heim, drückte das magere Essen hinunter und ging zu Bett. Heute arbeitet er 48 Stunden oder weniger pro Woche und hat genug Freizeit für seine Partei, seinen Kegelklub, seinen Radio und seinen Garten. An Zerstreutungen steht ihm eine grössere Auswahl zur Verfügung als dem reichsten

Mann im 19. Jahrhundert. Seine Kinder besuchen gute Schulen und vielleicht auch die Universität. In vergangenen Zeiten war das undenkbar. Die Kinderarbeit, die durch den harten Daseinskampf und die niederen Löhne bedingt war, bevor Wissenschaft und Technik die Natur eroberten, war bis in jüngste Zeiten ein brennendes Problem. Das Analphabetentum war auch in zivilisierten Ländern weitverbreitet. Wo sind heute der junge Mann oder das Mädchen, die statt ihres Namens ein Kreuz himmeln, weil sie nicht schreiben können?

Nach der Sage gab es schon früher einmal «goldene Zeitalter». Die alte griechische Kultur wird beispielsweise als solches betrachtet. Aber unter den alten Griechen war die Kultur das Privileg einer Oberklasse, die über das «gemeine Volk» und die in Kämpfen erbeuteten Sklaven herrschte. Nicht anders verhielt es sich im alten Rom, dessen Aufbau von den Tributun unterworfenen Völkern beauftragt wurde; und das «kultivierteste» Ver-

nügen, das die alten Römer kannten, waren Christenverfolgungen und Gladiatorenkämpfe in der Arena. Aber die romantische Ritterzeit? Nun — wären etwa Sie gerne das gewesen, was die meisten Menschen jener Tage waren: Leibeigene, die von der Gnade ihres Herrn abhingen?

Nein, nie in der Geschichte gab es bessere Zeiten als die unsrigen. Nie zuvor ist mehr erreicht worden durch Intelligenz und Geschicklichkeit aller Menschen. Und nie war des Menschen Heim — und nicht nur das des Reichen, Mächtigen oder Hochgeborenen — so sehr seine Burg wie heute. Nie gab es mehr Freiheit, Gleichheit und Wohlstand. Sicher, wir haben auch unsere Probleme. Jeder Mensch hätte sie im langen Laufe der Geschichte. Aber nie kannte die Menschheit grösseren Lohn für ihren Kampf um ein menschenwürdiges Dasein. Vergleichen wir die guten neuen Zeiten mit den «guten alten» — wir möchten nicht tauschen! EVA.

Notwendigkeiten und Grenzen des Parteiwesens

Während die für das Frauenstimmrecht kämpfenden Frauen in früheren Jahrzehnten sich einem Beitritt in die politischen Parteien gegenüber eher ablehnend verhielten, wird heute von vielen Frauen doch die Nützlichkei einer parteipolitischen Mitarbeit und Schulung erkannt. Um ihre Mitglieder über das Wesen der verschiedenen Parteien zu orientieren, veranstaltet gegenwärtig die Basler Vereinigung für Frauenstimmrecht einen Zyklus von Vorträgen, der mit einem einführenden, allgemein gehaltenen Referat von Chefredaktor Peter Dürrenmatt eingeleitet wurde.

Seit den dreissiger Jahren hat eine starke Kritik an den Parteien eingesetzt, als Ausfluss der Weltwirtschaftskrise; man wollte vereint die Auswirkungen der Krise bekämpfen und warf den Parteien vor, sie betonten die Trennung zwischen den einzelnen Volkskreisen. Das Parteiwesen gehört indessen zum Wesen der Demokratie, wengleich Parteien in der Bundesverfassung nicht erwähnt sind und in einem idealen Sinn eigentlich nicht nötig sein sollten. Man stellt sich das Volk vor, das an politischen Geschäften teilnimmt, ohne sich in Parteien zu zersplittern. Im Parteiwesen hat sich in den letzten Jahrzehnten manches grundlegend geändert. Zuerst, bei Schaffung des Bundesstaates, standen sich zwei grosse Parteien, getrennt durch weltanschauliche Gegensätze, gegenüber, die Katholisch-Konservativen und die Radikaldemokraten. Diese Form der Mehrheits- und der Minderheitspartei erhielt sich bis zum Beginn dieses Jahrhunderts. Mit dem Ausbau des Referendums und der Initiative entwickelte sich ein typisch schweizerisches Parteiwesen. Es zeigt sich, dass der Schweizer nur bis zu einem gewissen Grade entschlossen ist, sich parteimässig zu organisieren; so sollen kaum 20 Prozent der Stimmberechtigten Parteien angehören; die andern 80 Prozent stimmen zwar meist für eine Partei, wollen sich aber für ihre Entschlüsse doch nicht fest binden.

Seit dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich eine neue Form des Parteiwesens. Mehr und mehr traten wirtschaftliche Interessen in den Vordergrund und verdrängten die weltanschaulichen Auseinandersetzungen; der Proporz ist nicht eine Ursache dieser Entwicklung, wie manche meinen, sondern

die Folge davon. Man beachte das gewaltige Anwachsen der Bevölkerung von 2 auf 4 und heute 5 Millionen, die sämtlich auf demselben Raum leben und sich ernähren wollen; das war ein Grund, warum das Moment des gerechten Ausgleichs eine Rolle zu spielen begann. Mehr und mehr mussten praktische Lösungen zum Unterhalt der wachsenden Bevölkerung gefunden werden, umso mehr, als seit den zwei Weltkriegen die Auswanderung, die früher ein Ventil bildete, abgedrosselt worden war. Der Begriff der Sicherheit, den die Älteren unter uns noch kennen, wurde schon durch den Ersten Weltkrieg und dann durch die folgenden Krisen- und Kriegsjahre gründlich zerstört; man erkannte die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes gegen die Folgen von Krise und Krieg und wirkte gegen die parteimässige Trennung. Dadurch wurde auch der Kampf zwischen den Parteien, der früher viel heftiger war, zurückgedämmt. Dafür wurden die Parteien das Gremium, in dem sich die durch gemeinsame Interessen Verbundenen zusammenschlossen. Als Beispiel sei die Bauernpartei genannt, die sich zum Schutze der Landwirtschaft vom Freisinn abspaltete.

Das politische Leben wurde äusserst kompliziert, und darum ist es wohl richtig, dass sich neue Parteien bildeten. Erfüllen die Parteien die an sie gestellten Erwartungen? In gewissem Sinne wohl: sie schulen die Stimmberechtigten, indem sie zu den aktuellen Tagesfragen Stellung nehmen und die oft komplizierte Materie möglichst gemeinverständlich darstellen. Es braucht viel mehr Sachkenntnis als früher, um die dem Volk vorgelegten Vorlagen zu verstehen. Wer kennt sich in der Finanzvorlage aus? Wer ist imstande, eine Staatsrechnung zu lesen und zu verstehen? Dies, so bemerkte der Redner sehr richtig, ist ein Grund, um den Frauen die politischen Rechte vorzuenthalten; aber man suche den Stimmbürger, der wirklich die Gesetzesvorlagen und Staatsrechnungen versteht! Hier haben die Parteien eine grosse Aufgabe, indem sie den politischen Stoff sichten und verarbeiten, um ihn verständlich zu machen. Die Bürger erwarten auch in der Tat von den Parteien heute viel mehr diese aufklärende, sachliche Arbeit als den Kampf gegen die andern Parteien. Sehr wichtig ist auch die

Das Märchen vom späten Glück

Es war einmal ein kleines Mädchen, das trug gar keine Besonderheiten an sich. Sein Haar war glatt gekämmt und zu zwei braunen Zöpfen geflochten, und die rehraunen Augen schauten ein wenig schief in die Welt. Seine Mutter war eine einfache Frau, doch sie war zufrieden und gut und hatte ihr Auskommen, und das ist alles, was ein Mensch sich wünschen kann. Das Haus, in welchem sie lebten, war klein und bescheiden, es lag ein Gärtchen davor mit einem Zaun rund herum. In dem Gärtchen pflanzte sie Gemüse und Kräuter für des Leibes Notdurft. Ein Apfelbaum spendete seine köstlichen Früchte, und am Zaun entlang wuchsen seine Beeren. In der Rabatte vor dem Hauseingang aber blühten gelbe, rote und blaue Blumen, die in der Sonne leuchteten und die Seele erheiterten.

Die Mutter liebte es, schöne Handarbeiten zu machen. Während sie nähte oder strickte, sass das kleine Mädchen zu ihren Füssen und sie erzählte ihm die schönsten Märchen, deren es nie genug hören konnte, denn es lernte daraus alle hohen Tugenden der Menschen lieben und das Böse hassen. Die fertigen Arbeiten trugen sie ins nahe Städtchen zum Verkauf. Aus dem Erlös kauften sie sich, was sie benötigten und erfüllten sich auch manchen kleinen Wunsch: einen einfachen Teppich in die Stube, ein Paar hübsche Vorhänge, ein gutes Buch, ein Stückchen Schokolade, Eier und Mehl, um einen Kuchen zu backen, eine praktische Küchengeräte. So lebten sie glücklich. An den Sonntagen kam die Gvatterin aus der Stadt mit ihren Kindern zu Besuch, oder der Pate aus dem nahen Dorf. Sie wurden bewirtet mit dem Besten, was man besass. Man sang und spielte und das kleine Mädchen freute sich der Gespielen.

Manchmal nahmen die Besucher es für eine Weile mit sich nach Hause. Da lernte es allerlei Neues kennen, war dankbar dafür und kehrte doch immer gern wieder heim in sein stilles Haus.

Als die Mutter sich zum Sterben hinlegte, war das Kind eine Jungfrau von stiller Schönheit geworden. Ihre Augen strahlten voll Güte und sie schenkte jedem Vorübergehenden ein freundliches Lächeln. Ihre Geistesgaben waren von gutem Durchschnitt, ihre Hände emsig und ihr Wesen bescheiden. Sie verstand ihre Obliegenheiten und hatte sich mit der Mutter zusammen ein bescheidenes Kapital erarbeitet.

Eines Tages kam ein Jüngling, der war schön und kräftig, von funkelnder Intelligenz, grossem Ehrgeiz und nimmermüder Tatkraft. Der warb um die Jungfrau. Sie sah mit ihren sanften Augen zu ihm auf, legte die wunderschönen zarten Hände mit einer schenkenden Gebärde geöffnet in ihren Schoos und sprach:

«Dies ist alles, was ich besitze: einen praktischen Sinn, zwei arbeitsame Hände, eine bescheidene Mitgift und ein lebendes Herz.»

Der Jüngling verschloss ihr den Mund mit einem Kuss und sagte: «Mehr begehrte ich nicht von dir. Alles übrige, was zu einem guten Vorwärtkommen in dieser Welt notwendig ist, besitze ich selber.» Sie verkaufte das kleine Haus mit dem stillen Gärtchen, zog zusammen in die Stadt und liessen ihre Ehe einsegnen. Sie arbeiteten fleissig, und die junge Frau gearb im Laufe der Jahre mehrere Kinder. Aus ihrem kleinen Vermögen und dem dazu erarbeiteten Gelde kaufte der Mann ein grosses Haus. Damit aber nicht ein Raum darin brachliege, befahl er, dass man fremde Kostgänger zu Tisch nähme, und die Frau gab sich alle Mühe, dieselben gut zu ernähren und ihnen das Leben behaglich zu machen.

Der Mann erwarb sich durch seine Tüchtigkeit das Vertrauen der Mitmenschen, er stieg von Stufe zu Stufe, von Amt zu Amt und von Ehre zu Ehre. Dies gefiel ihm, er war glücklich dabei und nahm es als eine Selbstverständlichkeit, dass seine Frau auch glücklich sei.

Der Garten vor dem neuen Hause war dreimal so gross wie derjenige vor dem Hause des kleinen Mädchens gewesen war. Er musste ja viel mehr Menschen ernähren, als der kleine Garten es getan hatte, und es entsprach so auch dem grösseren Vermögen des Ehepaars. Die Kräfte und Fähigkeiten der jungen Frau aber wuchsen nicht, im Gegensatz zu denjenigen des Gatten, die sich vervielfältigten mit jeder neuen Aufgabe und Verdienstmöglichkeit, die er auf sich nahm. Da wurde er manchmal ungeduldig und fand, sie sollte sich wohl etwas mehr Mühe geben.

Gott aber hatte die junge Frau zu einem einfachen Geschöpfe geschaffen. Sie wirkte fleissig in Haus und Garten und tat, was sie konnte. Doch wenn sie ihren Kindern den Abendbrot ins Mäulchen stopfte oder es selbstgeschneiderte. Kleidchen überstreifte, sang eine verborgene Stimme in ihrer Seele, sang von den Märchen, welche die Mutter vor langen Jahren erzählt hatte, von den Elfen und Gnommen, den blauen und roten Blumen, den stillen Sternen und dem wandelnden Mond über dem Wald. Oder von den gutigen Engeln, welche die Wege der Menschen bewachen, des Nachts an den Betten der Kinder stehen und sie behüten. Dies alles klang in ihr, tief innen, ihr Mund aber blieb verschlossen, denn sie dachte an das Abendessen, das sie für die Kostgänger noch bereiten, an das Fleisch, das sie einkaufen musste, an das Geschirr, das ungewaschen auf dem Troppftritt stand und an das Unkraut im Garten. Auch hatte sie noch einen Stoss Wasche zu flicken für die Nachbarin,

denn da sie keine gute Rechnerin war, wie zum Beispiel die Krämerfrau nebenan, kalkulierte sie oft falsch. Sie fragte es dann nicht, ihrem tüchtigen und arbeitsamen Ehemann, der sich ja auch keinen Feierabend gönnte, ihren Fehler einzugehen und nahm, um denselben zu verdecken oder wieder gutzumachen, bezahlte Arbeit an. Diese Arbeit war schlecht entlohnt und es brauchte einen grossen Zeitaufwand, sollte sie etwas eintragen. Darüber wurde die Frau milde und auch etwas ungehalten, und es ergab sich wie von ungefähr, dass sie zu dem Manne manchmal recht einbittig und zu den Kindern, die immer irgend ein Anliegen hatten, ungeduldig und auch gereizt wurde.

Nun geschah es, dass im Garten die gelben, roten und blauen Blumen, die zu Anfang der jungen Ehe so fröhlich geblüht hatten, langsam einengen und eines Frühlings nicht mehr ausschlugen. Da kamen auch die summenden Bienen nicht wieder, die Käfer trippelten nicht mehr über die umgebrochenen Schollen, und zuletzt blieben auch die Vögel fern. Dafür aber strotzten grosse Kollkohl in den Beeten, die Bohnen kletterten jedes Jahr höher an ihren Stangen, und der Spinat wucherte wie Unkraut. Wo aber die zarten, bunten Blumen gestanden hatten, breitete sich ein kunstvoll geschichteter Misthaufen aus, mit welchem die Gartenerde gedüngt wurde, so dass sie immer fruchtbarer ward. Die Kaninchenmütter im Stall waren in jedem Frühling mehr Junge, welche das Jahr hindurch verpestet wurden.

Die Kinder stolpterten auf stämmigen Beinchen durch das Kleinkinderalter, spielten, lachten, weinten und stritten sich, machten früh an den Gelderwerb und versprachen tüchtige Leute zu werden. Die fremden Kostgänger waren meist gutartige Menschen, schenkten ihnen Süßigkeiten und alte Sachen, die in den Kehricht gehörten. Manch einer

Wie denken Sie heute über Ihre Scheidung?

Eine lehrreiche Umfrage

Man spricht und schreibt heute sehr viel über das Problem der Ehescheidung. Aktuell ist das Problem darum, weil wir, im Verhältnis zu unserer Bevölkerungszahl, vielleicht doch zu viele Scheidungen haben. Jedes Jahr werden über vier-tausend Ehen geschieden — wie wirkt sich das nun im einzelnen aus? Um darüber Gewissheit zu bekommen, suchte ich einige geschiedene Frauen auf und fragte sie: «Wie denken Sie heute über Ihre Scheidung?»

Natürlich weiterten sich einige zu antworten. Das gehe fremde Leute nichts an, erklärten sie, andere dagegen waren sofort bereit, auf diese Frage einzugehen, es schien beinahe, als seien sie froh, ihr Herz ausschütten zu können. Und das erfreuliche war, dass sie nicht einfach alle Schuld dem Partner zuschoben, sondern gerecht zu urteilen versuchten.

Da war R. K., Mutter von drei Kindern, etwa 35 Jahre alt. Sie machte einen nervösen Eindruck. «Ich wollte ja gar nicht scheiden», sagte sie, «aber mein Mann erzwang meine Einwilligung. Wir hätten es gut haben können, er verdiente anständig, aber dann begann er zu trinken. Vielleicht war ich zu ungeduldig und machte ihm Szenen, darum hatten wir oft Streit. Und jetzt lernte er eine andere Frau kennen. Er wollte sie heiraten und gab nicht nach, bis ich in die Scheidung einwilligte. Aber heute sind wir beide nicht glücklich. Er muss nämlich für mich und die Kinder so viel bezahlen, dass er nicht mehr heiraten kann, und mir selber genügt das Geld, das er mir gibt, auch nicht, darum muss ich Heimarbeit machen. Tagsüber gehe ich die Kinder in die Krippe. — Nein, ich bin nun wirklich nicht fürs Scheiden, und ein Mann hat nicht das Recht, wenn er eine andere Frau findet, die Familie einfach zu verlassen.»

Die zweite Frau, M. B., ist 29 Jahre alt, sie arbeitet als Serviertochter. «Ich weiss ja selber nicht, was ich sagen soll», erwidert sie auf meine Frage, «zuerst war ich nämlich sehr froh, als ich endlich wieder frei war — heute fühle ich mich oft einsam. Und mein Kind tut mir leid. Es ist zwar in einer Familie und hat es gut, aber das rechte ist es dennoch nicht. Und dabei war ich schuld. Ich gebe dies zu. Wir waren wirklich verheiratet, ich konnte über meinen Mann wirklich nicht klagen, aber wie es halt ist: man fängt an, nebeneinander her zu leben, ich vermisse Zärtlichkeit, denn mein Mann war wirklich trocken geworden. So kam langsam in mir die Überzeugung auf, alle andern Männer seien besser, zärtlicher und besorgter, und da lernte ich einen andern Mann kennen, er war drei Jahre jünger als ich und hat mich mit schönen Worten eingefangen. Er sah gut aus und schien alles zu sein, was mein Mann nicht war. Ich liess die Familie im Stich und ging mit ihm — es dauerte nicht lange. Eines Tages verliess er mich wegen einer andern Frau. Heute serviere ich und fühle mich oft einsam, es ist eben viel schwerer, in einem möblierten Zimmer zu leben, wenn man ein Heim und eine Familie hatte. Nein, man sollte nicht scheiden, ich jedenfalls bereue es heute...»

Die dritte Frau, K. Ch., 24 Jahre alt, wollte zuerst nicht reden, dann aber überwand sie sich. Was sie erzählte, gab mir das erschütternde Bild einer zerstörten Familie. «Ich bin seit zwei Jahren geschieden. Nein, dass ich mich scheiden liess, das war keine Dummheit, dass ich aber so unvernünftig drauflos heiratete, war sehr dumm. Ich heiratete mit 17 Jahren. Nach einem Jahr kam ein Mädchen zur Welt, dann noch eines. Mein Mann war Hilfsarbeiter und verdiente sehr wenig. Wir hatten finanzielle Sorgen und stritten uns oft — und bald ging er mit einer andern Frau und ich mit einem andern Mann. So liessen wir uns scheiden. Das eine Mädchen wurde mir zugesprochen, das andere meinem Mann. Ich arbeite in einem Laden, er hat wieder geheiratet. Aber es geht ihm wiederum

nicht gut. Seine zweite Frau bekam ein Töchterchen, das bald starb. Darauf wurde sie fast hysterisch. Sie schob ihm die Schuld am Tod des Mädchens zu und hasste das Kind, das von mir war. Sie misshandelte es, bis man es ihr wegnahm. Es ist nun in einem Heim, aber es tut nicht gut: es ist bössartig, es schlägt die anderen Kinder und hat richtige Jähzorn-Anfälle. Nun, froh bin ich schon, dass ich geschieden wurde, aber die Kinder tun mir leid. Es wäre das beste, wenn sie gar nicht auf die Welt gekommen wären.»

Frau E. L., 40 Jahre alt. «Wie ich heute über meine Scheidung denke? Das kann ich Ihnen schon sagen: manchmal ist es gut, manchmal nicht. Es kommt ganz drauf an. Sehen Sie, ich bin heute ziemlich vernünftig geworden und beurteile alles viel ruhiger. Wenn ich mich bei meinen Bekannten umsehe, erkenne ich immer wieder: Es gibt keine Ehen ohne Krisen. Das ist ganz klar. Gelingt es aber, diese Krisen zu überwinden, dann wird eine Ehe gut. Man darf nur nicht die Flinte ins Korn werfen. Ja, ich glaube sogar, dass es in jeder Ehe nach einer bestimmten Zeit zur Krise kommt, und zwar meistens nach dem vierten, dem siebenten und dem elften Jahr. Bei uns ging die Ehe nach dem siebenten Jahr entzwei. Wir hatten nicht direkt Streit, aber wir hatten uns auch nichts mehr zu sagen, wir hatten uns ganz einfach auseinanderentwickelt. Manchmal drängte es mich, nett zu meinem Mann zu sein, aber es ging nicht, da war irgend eine Hemmung. Und heute glaube ich, dass es ihm genau so ging. Wir haben uns auf anständige Art getrennt, ohne Schmutz aufzuwirbeln. Und doch: es war falsch. Wir hätten kämpfen sollen, vielleicht würde sich dann alles wieder eingekerkert haben. Unser Kind ist nun auch schon aus der Lehre gekommen, hoffentlich tut es gut. Ich selber heirate vielleicht doch wieder — nun bin ich ja reif genug dazu.»

Wieder eine andere Frau, L. R., 27 Jahre alt, Mutter eines Mädchens. Diese Frau sieht sehr hübsch aus, aber etwas oberflächlich. Und es ist merkwürdig, sie bejaht die Scheidung, aber alles, was sie sagt, spricht doch dagegen: «Ja ich bin sehr froh, dass ich geschieden wurde. Mein Mann war bei der Stadt angestellt, ich musste ihn heiraten, wegen dem Kind. >er ich war nie in ihn verliebt. Darum tat es auch von Anfang an gar nicht gut. Wenn man jung ist, möchte man doch etwas vom Leben haben, man möchte geniessen — wir aber hatten die Möbel auf Abzahlung gekauft, das Kind kostete und so durften wir uns gar nichts erlauben. Da habe ich mich manchmal von Freunden einladen lassen und er ist wütend geworden. Er wollte es mir verbieten, aber ich ging doch. Ich tanze halt so gern. Und dann haben wir uns scheiden lassen. Heute bin ich frei und glücklich. Ich habe einen Freund, der hat einen wunderbaren Wagen, er ist Vertreter, aber wir denken gar nicht ans Heiraten. Wir wollen uns beide nicht binden, man ist ja nur einmal jung. Wir gehen viel aus. — Ich ich war schuld an der Scheidung, das stimmt. Nein, ich sehe das Kind fast nie, ich habe halt so wenig Zeit, tagtäglich arbeite ich, und abends gehen wir an unsern Stamm (Stammtisch). Wir tanzen und trinken auch ein bisschen — nun habe ich etwas vom Leben. Ich begreife nicht, dass ich jemals heiraten konnte — ich war schön blöd...» So plappert sie drauflos, erzählt und erzählt, und doch kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, sie sei nicht glücklich, sie gehe bald mit diesem und bald mit jenem und sei für manche Männer eine leichte Beute. Durch die Scheidung ist ihr überhaupt jeder Halt genommen worden und nun erpöbt sie sich ganz ihrer verzeifelten Lebensjere. Eines Tages aber wird sie erwachen und erkennen, dass sie einen falschen Weg ging; hoffentlich ist es dann noch nicht zu spät.

Die letzte Frau, mit welcher ich sprach, Frau S. L., etwa 35 Jahre alt, antwortete kurz: «Nein, ich bin nicht fürs Scheiden. Ich habe es hinter mir und es war hässlich. Gottseidank hatten wir keine Kinder. Aber was man vor Gericht alles sagen und erzählen sollte, das ist gemein und schmutzig. Ich würde es mir heute dreimal überlegen, bevor ich mich scheiden liess. Aber man handelt eben oft sehr unüberlegt und lässt sich von einem Hindernis entmutigen, das nicht so gross und unüberwindbar wäre, wenn man sich wehren würde. Nun,

lassen wir das. Ich habe eine gute Stelle und kann nicht klagen. Aber wie gesagt: bevor man sich scheiden lässt, sollte man es sich lange überlegen — und es dann nicht tun. Das ist meine Ansicht. Ich kenne einige geschiedene Frauen und sehe heute ein: es ist besser, nicht besonders gut verheiratet als schlecht geschieden zu sein.» Mehr wollte die Frau nicht sagen.

Es war ein merkwürdiges Bild, das mir die Antworten der Frauen vermittelten. Aber aus allen

Gesprächen gewann ich immer mehr den Eindruck, dass eine Scheidung in den seltensten Fällen gut ist, weil sie nicht nur die Kinder, sondern auch die Frau gefährdet. Sie wird dann meistens wurzellos und in die Leere, die um sie entstanden ist, auszufüllen, kann es geschehen, dass sie Dummheiten begeht. Und gar manche bereut es, geschieden zu sein, gar manche sehnt sich nach Mann und Kindern zurück — auch wenn sie es vielleicht nicht zugibt. sch

Von allerlei Frauenarbeit

Jahresbericht 1951 des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften

Der Zürcher Frauenverein für die Jugend, könnte man über die überaus reichhaltige und fruchtbare Frauenarbeit des Vereins im Jahre 1951 schreiben, wären nicht sonst auch noch genug Aufgabengebiete, die der Verein innerhalb seines Tätigkeitsbereiches mit grosser Hingabe und unter initiativem Einsatz seiner Leitung und aller seiner Mitglieder vorbildlich bewältigte. Tatsächlich, werden weitgespannter Arbeitskreis des Vereins nur ungefähr kann, wer von seinen Zielen weiss und der unermüdeten Verfolgung derselben, der liest mit Freude von den Erfolgswerten, die der Zürcher Frauenverein in seinen mannigfachen Agenden während des abgelaufenen Jahres verzeichnen konnte. Auf 7 255 517.32 Franken ist der Gesamtumsatz pro 1951 gestiegen. Die Jahresfrequenz betrug 4 777 387 Personen, die Wirtschaftsführung, wo immer sie den verschiedenen Anforderungen der Hotels, Restaurants und Wirtschaftsbetriebe gerecht werden musste, lässt Genauigkeit, Vorsorglichkeit, solides Fundament und eine stets bereite Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit erkennen. Die betriebliche Schulung der Angestellten wird mit grossem Eifer betrieben und schöne Erfolge erzielt. Die Aufgeschlossenheit verwandten Bestrebungen gegenüber ist ebenso gross, wie die Unterstützungsbereitschaft von seiten des Vereins. So bildete einen Höhepunkt in der Arbeit des Zürcher Frauenvereins im vergangenen Jahr «Das Fest der Jugend» auf dem Sechseläutenplatz anlässlich der 600-Jahrfeier am 2. und 3. Juni. Hier hatte der Verein die alkoholfreie Wirtschaftsführung auf dem Festplatz und bewältigte eine Unsumme von Arbeit. Und so gut werden darüber hinaus die Anliegen der Zürcher Jugend um ihr Jugendhaus vom Verein begriffen, dass der Orellibund nicht weniger als 18 000 Franken Bruttoeinnahmen seines Bazars zugunsten des Jugendhauses dem Baufonds übergab. Eine Leistung unter anderen Leistungen. Aber es will uns scheinen: eine ganz besonders schöne, reiche, fraulich inspirierte. Wir wünschen dem Zürcher Frauenverein allen Erfolg in seiner weiteren segensvollen Tätigkeit.

Schwesterhaus vom Roten Kreuz, Zürich-Fluntern

Krankenpflegedienst — eine besonders segensvolle Tätigkeit der Frauen. Das Schwesterhaus vom Roten Kreuz hat, wie aus dem Jahresbericht 1951 hervorgeht, ein arbeits- und pflichtenreiches Berichtsjahr hinter sich, in dem infomeren wenigstens Arbeiterleistungen eintraten, als das seit Jahrzehnten mit den Kantospitalen Zürich und Winterthur eng verbundene Schwesterhaus Patientinnen und Personal im Frühjahr 1951 in das neugebaute moderne Kantospital übersiedeln konnte. Die Ausbildung der jungen Schwestern und die Obsorge für ein neu zu erstellendes Schul- und Schwesterhaus sind vordringliche Aufgaben des Hauses, denen neben der Krankenfürsorge alle Aufmerksamkeit zugewendet wird. Tatkräftige Unterstützung der Behörden und öffentlichen Stellen wäre dazu dringend erwünscht.

Schule für soziale Arbeit, Zürich

Wie wichtig soziale Frauenarbeit in der heutigen Zeit ist, das wird lebhaft und gut veranschaulicht in dem Jahresbericht der Schule 1950-51. Ein umfassender Studienplan, praktische Lehrmethoden, von denen neu das Fach «Soziale Literatur» erfasst wird, ausserhalb des Schulbetriebes Fürsorge- und Weiterbildungskurse, Arbeitsgemeinschaften, Besprechungen und Zusammenkünfte, Stellenvermittlungen und die Pflege internationaler Beziehungen, das ist nur einiges wenige, herausgegriffen aus der Uebersicht über ein erfreulich gedeihliches Arbeiten und Wirken der Schule, von der

man nur hoffen kann, dass sie sich weiterhin so kräftig und nutzbringend und — modern entwickle, wie bisher.

Schweizerische Pflegekinder-Aktion

Eine überaus schwierige und wichtige Aufgabe innerhalb der schweizerischen Jugendfürsorge hat sich die Schweizerische Pflegekinder-Aktion vorgenommen und, wie der Jahresbericht 1951 zeigt, bewältigt. Ein soziales Hilfswerk in seinen mannigfaltigen Details ist hier im Wachsen begriffen und macht Fortschritte — durch Mitgliederzuwachs, durch Gründung neuer Ortsgruppen, alles wertvolle organisatorische Behalte, um eine grössere und ausgedehntere Aktionstätigkeit zu erreichen. Freilich, vieles bleibt noch zu tun übrig und immer wieder wird die Aktion auf die Unterstützung ihrer Freunde und Gönner angewiesen sein, die wir ihr herzlich wünschen. Den vielen Spendern, die sich so operbereit an der Weihnachtsaktion 1951 beteiligten, sagt die Schweizerische Pflegekinderaktion hier noch einmal herzlichsten Dank.

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Der bekannte und bestens ausgewiesene Bund Schweizerischer Frauenvereine zeigt in seinem Jahresbericht 1951 eine überaus vielseitige, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit innerhalb der angeschlossenen Verbände. So umfasst der Bund am Ende des Berichtsjahres 37 schweizerische Verbände, 16 kantonale Frauenzentralen, 157 lokale Vereine und 12 Einzelmitglieder. Es würde zu weit führen, alle die einzelnen hochinteressanten Arbeitsgebiete des Bundes aufzuzeigen Kontakt mit den schweizerischen Gesandten. Nur soviel wollen wir sagen, dass sich der Bund tatkräftig für die Belange des schweizerischen Frauenbürgerrechts einsetzt, sowie in Befolgung seiner verschiedenen Ziele und Aufgaben auch regen Kontakt mit den Schweizerischen Gesandtschaften und Konsulaten in der ganzen Welt aufgenommen hat. Wir wünschen ein weiteres glückliches Berichtsjahr!

Hausfrauen-Verein, Frauenzentrale Basel

Eine fortschrittliche Frauenarbeit und — eine aktive Betriebsblanz weist der in der 34. Folge vorliegende Jahresbericht 1951 der Frauenzentrale Basel aus. Interpellationen- und Berichte, Kurse und Spezialkommissionen für die verschiedensten Belange des öffentlichen Rechtes der Frau, der Schule und Wirtschaft eine Unmenge mühevoller Kleinarbeit ist hier zu ersehen, die in der Abfolge ein geschlossenes Bild gibt: Frauen arbeiten für Frauen, ein schönes und lohnendes Gemeinschafts-werk.

Mütter- und Kinderheim Hohmaad in Thun

«Wir essen alle an einem Tisch, und kein Festchen vergeht, ohne dass auch die Mütter daran teilgenommen hätten», dieses Wort aus dem Jahresbericht 1951 des Mütter- und Kinderheimes Hohmaad in Thun kennzeichnet so recht den Geist echter Mütterlichkeit, der hier herrscht und jenen zugute kommt, die ohne Gatten und Vater ihr Kind zur Welt bringen und einen neuen tapferen Weg in die Zukunft finden müssen. Wer weiss, welch schweres und verachtetes Los dasjenige der ausserheirlichen Mutter ist — wieviele Umstände dabei mitspielen, die meist nicht erwähnt werden, der urteilt nicht mehr rasch ab, sondern ist vielmehr jenen Frauen dankbar, die ihre Lebensaufgabe in der Betreuung dieser ausserheirlichen Mütter sehen, weil auch sie Frauen unter Frauen und unsre Mitschwester sind. In diesem Sinne wird das Mütter- und Kinderheim Hohmaad und es wirkt zum Segen, wie die Fülle der geleisteten Arbeit beweist. —

**Das Beste?
nein!!-
Nur Pic-Fein!**

ih beim Hümmtersteigen vom Berge. Wenn sie des Nachts im Moos unter einer Tanne ruhte und die besten Aeste den besternten Himmel verdeckten, war ihr Herz einsam und bange.

Am Abend des siebenten Tages fand sie das verlassene Haus. Die Fenster standen offen, so dass die untergehende Sonne bis in den letzten Winkel scheinen konnte. Und siehe, es war das Haus ihrer Kindheit mit dem blühenden Garten und dem Wald dahinter. Sogar der Gartenzaun war derselbe geblieben. Da wusste sie auf einmal, dass das Haus ja in all den guten und bösen, in den arbeitsamen und erfolgreichen Jahren das Haus ihrer Sehnsucht geblieben war, dass sie deshalb wohl zufrieden und auch ein wenig stolz, aber niemals wahrhaft glücklich geworden war.

Trotz der Müdigkeit und Bresthaftigkeit ihres alten Leibes kniete sie auf der Schwelle des Hauses nieder, faltete die Hände und ihr inbrünstiges Gebet war Dank für die Heimkehr und Bitte für die Zukunft zugleich.

Dann fachte sie das Feuer im Herd an, wärmte sich die bereitgestellte Milch und fühlte ein Klängen in ihrer Seele wie von abertausend blauen Glockenblumen und ein Leuchten wie von abertausend himmlischen Sternen. Jetzt wusste sie wieder um die Weisheit, die von den Menschen ihrer Zeit verachtet wurde, nämlich, dass die Märchen so wahr sind wie das wirkliche Leben. Denn so wie das wirkliche Leben sich von Brot und Milch, von Kleid und Haus, ja auch von Geld und Erfolg erhält, so leben die Märchen von Liebe und Gerechtigkeit, von Demut und Güte, von Wahrheit und Frömmigkeit. Und diese sind der Seele so notwendig wie jene dem Leib.

Da war sie so glücklich wie zu Beginn ihres Da-seins. Sie bestellte das Haus und den Garten, hielt die Zimmer reinlich und blank, pflegte die Blumen

und Gemüse mit der ganzen Zärtlichkeit, deren ihre verkrüppelte Hand noch fähig war. Wenn ihr Tages-werk getan war, faltete sie die Hände und betete. Und sie wartete.

Denn sie wusste, dass die Verheissung noch nicht bis ins Letzte erfüllt war.

(Schluss folgt)

Bücher

Antwort auf Hiob, von C. G. Jung. Rascher Verlag, Zürich.

Wer des betagten Gelehrten distanzierte Art kennt, mit der er bis heute sein Wissen um die Seele des Menschen und seine daraus gewonnenen Einsichten dargelegt hat, wird über den Ton seines neusten — und sicher nicht letzten Werkes — stäunen: Antwort auf Hiob. Mit welcher Affektivität, ja Verve, pakt Jung hier das Problem «Gott» an! Nicht mehr nur als innerpsychisches Urbild will er ihn verstanden wissen, wie es bis anhin bei ihm vorsichtig klang, sondern als metapsychische Wirklichkeit, welcher der Mensch ausgeliefert ist, ob sie sich ihm in Liebe oder Grausamkeit zu zeigen begehrt. — Das Schicksals Hiob wird zum Ausgangspunkt genommen, jenes rechtschaffenem, frommen Mannes, der die ganze Unzuverlässigkeit und die fürchterliche Härte seines Jawhe zu erdulden hatte. Die Frage wird gestellt: wie verhält es sich angesichts solcher Taten, mit der so gepriesenen Liebe Gottes? Jung gibt mit gewaltigem Ernst eine kühne Antwort. Gott macht eine Wandlung durch. Aus einer unbewussten Naturgewalt soll er, sich

seiner andern Seite, der Sophia (oder Maria) eininnernd und sich mit ihr vereinigend, seiner Ganzheit bewusst werden und damit erst in den Besitz seiner Allwissenheit und Allmacht gelangen. Im Verlauf dieser Wandlung sieht er sich veranlasst, selbst Mensch zu werden und — als Wiedergutmachung — das Schicksal Hiobs, seines treuen Knechtes, zu erleiden (Christus am Kreuz). In der Dogmatisierung der Assumptio Mariae sieht Jung ein bedeutendes Zeichen für die Bereitschaft des göttlichen Geistes, sich seiner weiblichen Komponente, der Weisheit, zuzuneigen. — Mancher Gläubige, der gläubig sein wollende Mensch, wird von solchen Gedanken erschreckt. Wer aber an Zweifeln leidet, und wer, der überhaupt nachdenkt, würde nicht von Zweifeln geplagt, sollte sich der Mühe unterziehen dieses Buch zu lesen. Er wird, nicht beruhigt, aber doch gestärkt, aus der Lektüre hervorgehen. A. V.

Internationale Beziehungen in der sozialen Arbeit von Dr. jur. Emma Steiger, Zürich. (Heft 7 der Schriftenreihe der Schweiz. Vereinigung Sozialarbeitender, zu beziehen beim Jugendsekretariat Dietikon-Zürich, zu Fr. 1.80)

Dieser Arbeit liegt eine durchgreifende Kenntnis der Entwicklung schweiz. und internationaler Sozialarbeit zugrunde. Sie stellt fest, dass die tragenden Motive der Hilfe, wie sie im Christentum ankern und auch in den Ideen der Aufklärung und Humanität lebendig waren, über-national sind. — Der Wert internationaler Beziehungen wird bei uns vielfach nur nach dem

praktischen Nutzen beurteilt und oft unterschätzt. Wieviel Auftrieb und Bereicherung aber die Sozialarbeit in unserem eigenen Land durch persönlichen Kontakt einzelner mit ausländischen Kollegen, durch Teilnahme an internationalen Konferenzen und Kongressen und durch aktive Mitarbeit in internationalen Organisationen direkt oder indirekt erfahren, wird uns anhand vieler Beispiele erst recht eindrücklich. — In klarer Gliederung vermittelt uns die Verfasserin eine Uebersicht über die Entwicklung internationaler Beziehungen in den verschiedenen Fachgebieten (Armenwesen, Jugendhilfe, Sozialhygiene und -politik usw.) und über den heutigen Stand internationaler Zusammenarbeit, insbesondere im Rahmen der Vereinigten Nationen und internationaler privater Organisationen. Parallel zu diesen Ausführungen wird immer der Anteil der Schweiz und die Wandlungen ihrer internationalen Bedeutung auf sozialem Gebiet beleuchtet. — Von besonderem Interesse ist eine schematische Darstellung über den Aufbau der Vereinigten Nationen und der ausführliche Bericht über Aufgaben, Organisation und Methoden des «Sozialen Sektors».

Die Schweiz hat auf mehr als einem Gebiet soziale Pionierarbeit geleistet und darum international eine massgebliche Stimme gehabt. Die Verfasserin wünscht ihr heute neue Impulse durch Schaffung einer ständigen schweizerischen Zentrale zur Pflege und Förderung internationaler Beziehungen und rufte zugleich den einzelnen Sozialarbeiter zu aktiven, freudigen Mitverantwortung auf. K. L. G.

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Aus der Vorstandssitzung vom 3. Juli:
Der Vorstand befasste sich schon mit der Delegiertenversammlung 1953, u. a. mit den nach den Statuten fälligen Ersatzwahlen in den Vorstand. Zur Vorbereitung und ganz besonders zur Diskussion der wichtigen Frage: Beitritt oder Nicht-Beitritt des BSF in ein politisches Aktionskomitee, ist auf den Spätherbst eine Präsidentinnenkonferenz geplant. Auch verschiedene Fragen betr. Revision des AHV-Gesetzes können dann erörtert werden.

Mit Befriedigung nahm der Vorstand Kenntnis von verschiedenen Nominations und Aufstellung von Kandidatinnen für neue Kommissionen. Mme Cuenod, Vizepräsidentin des BSF, ist Mitglied der grossen ausserparlamentarischen Kommission für das Gesetz über den Strassenverkehr; Frau Dr. med. Guisan-Berder wurde in die Schweiz. Milchkommission (Spezialkommission für amtliche Kontrolle der Milch und Milchprodukte) gewählt, Frau Strebli, Luzern, in den Vorstand der Schweiz. Propagandazentrale für Erzeugnisse der Landwirtschaft. Im Vorstand der LABEL-Organisation vertritt den BSF nun Frau Büttler-Huber, Olten. In unsere eigene Radio-Kommission wählte der Vorstand an Stelle von Frau Jeanneret Fr. Emma Rost, Cofrane (Neuenburg).

Der Vorstand liess sich über die erfreuliche Stellungnahme des Nationalrats zum Bürgerrechtsgesetz orientieren und hofft, der Ständerat, an den noch eine Eingabe abgehen soll, werde dasselbe Verständnis zeigen für die Schweizerin, die einen Ausländer heiratet.

Die Präsidentin freute sich, die zwei neuen Vorstandsmitglieder, Fr. Berthoud und Frau Plattner, begrüssen zu können, während das Tessiner Mitglied leider diesmal verhindert war. — Neu als Einzelmitglied wurde aufgenommen Frau Choisy-Necker, Genf; zum Eintritt gemeldet hat sich der Schweizerische Theologinnen-Verband, der Schweiz. Berufsverband für Tanz und Gymnastik und der Soroptmist-Club Bern. — Unter «Personalfragen» wurde u. a. mitgeteilt, dass die Abteilungsleiterin Frau A. Mürset definitiv auf Juni 1953 zurücktritt. Es heisst also, nach einer tüchtigen Nachfolgerin Umschau halten.

Wasser in Gefahr

Seit Jahren wird, nicht zuletzt durch das Mittel der Presse, immer wieder auf die Gefährdung unserer Schweizer Seen, Flüsse und Bäche durch die zunehmende Gewässerreinigung, die durch industrielle Abwässer und allgemeine Nachlässigkeit entsteht, hingewiesen. Im Hinblick auf die mannigfachen Gefahren für die Volksgesundheit, das Landschaftsbild des Heimat- und Ferienlandes Schweiz und last not least die Fischerei, ist es gewiss nicht übertrieben, zu mahnen, dass das Problem unser ganzes Volk, jeden unter uns, betrifft. Unsere Gemeinden und Industrien benötigen sauberes Trink- und Brauchwasser, unsere Seen sind beliebte Badeplätze für jung und alt und in steigendem Masse auch Lieferanten der Gemeindefischereiverordnungen.

Um die Aufklärung über den Stand der Dinge in weiteste Kreise zu tragen und so gleichzeitig den Kampf gegen den schleichenden Tod unseres wertvollsten Rohstoffs, des Wassers, zu intensivieren, hat die Condor-Film AG. unter dem Patronat und mit der wissenschaftlichen Beratung der Schweizerischen Vereinigung für Gewässerschutz soeben einen Film «Wasser in Gefahr» fertiggestellt, dem man vollen Erfolg wünschen darf. Die Schaffung des Films wurde ermöglicht durch namhafte Spen-

den der Stiftung Pro Helvetia und der Volkart-Stiftung in Winterthur, des Schweizer Heimatschutzes sowie von Kantonen und Gemeinden, städtischen industriellen Betrieben, Berufs- und Wirtschaftsverbänden und einer grossen Anzahl von Einzelfirmen und privaten Gönnern. Die Leitung hatte Dr. Fueter, das Drehbuch stammt von Regisseur Viktor Borel, die Musik von Walter Baumgartner. In einer grossen Anzahl garantierter Vorführungen soll der eine Viertelstunde dauernde Dokumentarfilm im Vorprogramm durch möglichst alle Kinos der Schweiz gehen. Darüber hinaus steht eine grössere Anzahl von Schmalfilmkopien bei der Schweizerischen Vereinigung für Gewässerschutz für die Verwendung bei Vorträgen usw. zur Verfügung, und bereits haben die Fachkreise verschiedener Länder Interesse für den Film bekundet; er soll auch dem Ausland zur Verfügung gestellt werden, denn Gewässerschutz ist eine internationale Aufgabe zu deren Lösung jedes Land seinen Beitrag leisten muss. E.V.A.

Dem Bach entlang

Bach meiner Kindheit, meine Mutter schon muss dich sehr geliebt haben. Zweifellos war sie glücklich, wenn sie dir entlang, seitab allen Häusern, durch Baumschatten und Wiesengrün ihrem Vaterhaus zutrebte. Sie nannte dich «Chilchgraben» und ich habe es noch nicht herausgebracht, wieso sie zu diesem Namen kam. Wenn ich mir aber vorstelle, dass die Nachbarhöfen einmal dem Bach entlang zur Kirche gepilgert wären... nun, einen schönern Weg könnte ich mir nicht ausdenken.

Auch neben meinem Vaterhaus hat es einmal zwei sprudelnde Wiesenschlein gegeben, schmale Wassergräben, von Blumen und Strüchern besäumt. Aber eines fehlte dort: Die Bäume. Ich erinnere mich, dass zu meiner Kinderzeit am Chilchgraben noch eine vereinzelt Eiche stand, am rechten Ufer, und darunter wuchs — Augentrost! Mit Wonne habe ich immer nach dem zierlichen und so sinnig benannten Blümen ausgesucht. — Die Eiche ist längst gefallen, der Augentrost ist mit ihr verschwunden, und am jenseitigen Bachbord stehen seit Jahren zwei Häuser, im Grün fast verborgen. Denn — Gott sei Dank! — und Dank auch dem Bauern! — linksseitig steht noch die ganze kraftstrotzende Reihe von Eschen und Erlen, Birken und haushohen Hasel- und Holunderstäuden. Und dazwischen alle die lieben Sträucher: Schneeball und Pfaffenkappchen, Geissblatt und Waldrebe. Aber dicht am Wasser die reichste Fülle aller Blumen, die Schatten und Feuchtigkeit lieben, vom frühen Frühling bis zum späten Herbst. Was entdecke ich nicht alles am Bachlauf im Ablauf des Jahres! Zuerst die Brunnenkresse, unscheinbar und nur für Kenner auffindbar! Dann die strotzende, leuchtende, grossblättrige Dotterblume, den zart-lila-farbenen Baldrian mit dem einschläfernden Duft, die hochstengelige, bierschaumgefärbte Spyrstaude, Bachvergissmännchen und Storchenschnebel, den aufrecht ans Licht strebenden blauen Güntel. Zuerst stehen die Seggen in üppiger Blüte, kurz — der Bach fliesst durch einen Naturpark, wie ihn eben nur die Natur hervorbringt. Der Bach? Ach, jetzt verdient er oft den Namen Bach nicht mehr. Auch er ist zum Graben herabgezogen, der zu Zeiten kaum mehr eine Hand hoch Wasser führt. Und war so gut, das leise Murmeln der Wellchen, so rein und köstlich das klare Spiegelbild der Bäume im Wasser! Lieber, lieber Bach meiner Kindheit, versiege nicht, bevor mein Atem stille steht, belebe weiter das Grün deiner Umgebung und erfreue noch lange, die dir entlang gehen. H. Kleiner

Einige Winke für die Hausfrau zur Aprikosenernte

Aprikosenkompott, welch herrliches Dessert! Darum fülle ich jedes Jahr einige Flaschen mit Aprikosen heiss ein. Mit der Heisseinfüllmethode bleiben die Früchte nicht nur schön und ganz, sondern sie behalten auch ihr gutes Aroma. Wie geht es vor?

Hierfür verwende ich mit Vorliebe Bülacherflaschen, die speziell zum Heisseinfüllen geschaffen sind. Dass diese gut vorgewärmt werden müssen, weiss ja jede Frau.

Ich mache einen Zuckersirup (Aprikosen benötigen sehr viel Zucker), wenn dieser kocht, gebe ich soviel Früchte in die Pfanne, dass nicht zu viele aufeinander liegen. Sobald es zu kochen beginnt, fülle ich die Früchte mit dem praktischen Bülacher Lochlöffel ohne Saft, bis zirka 1 Zentimeter unter den Flaschenrand in die gut vorgewärmten Flaschen ein, und fülle mit kochendem Saft randvoll und verschliese sofort. Um das Zerfallen der Früchte zu verhüten, fülle ich die grossen Flaschen in zwei Malen ein und zwar gebe ich zuerst nur die Hälfte der für eine Flasche nötigen Früchte in die Pfanne, erhitze und fülle ein wie oben angegeben. Hernach lege ich die andere Hälfte der Früchte in den kochenden Sirup und beendige das Einfüllen wie gewohnt. Bei diesem zweimaligen Einfüllen muss die Flasche im heissen Wasser stehen bleiben und nach dem ersten Einfüllen sofort mit dem Glasdeckel zugedeckt werden. Auf diese Art und Weise bleiben mir die Früchte immer schön und ich kann sie auch im Winter noch sehr gut für Kuchen und Kompott brauchen. Für das Heisseinfüllen zu Kompott verwende ich nur schöne Früchte. Mit den weniger schönen

mache ich Konfitüre und zwar fülle ich auch diese kochend in die Bülacherflaschen mit Glasdeckelverschluss ein. Ich erspare mir mit dieser Methode viel Aeger und Arbeit. Die Konfitüre trocknet mir nie mehr aus, sie bleibt frisch und behält ihr Aroma ausgezeichnet.

Die Konfitüre wird wie gewohnt zubereitet, das heisst ich zerleinere die Aprikosen, koche sie mit 700 bis 1000 Gramm Zucker auf je 1 Kilogramm Früchte auf starkem Feuer ein und fülle sie dann kochend in die gut vorgewärmten Flaschen bis auf 1 Zentimeter vom Rand ein. Dann fülle ich den kleinen Leerraum noch mit kochendem Wasser auf und verschliese sofort.

Die Anschaffung von Bülacherflaschen für Konfitüre scheint wohl im Moment etwas teuer. Ich darf aber dabei nicht vergessen, dass ich für die gewöhnliche Konfitüregläser jedes Jahr Paraffin, Cellophanpapier, Gummiringel usw. kaufen muss. Die Gummiringe der Einmachflaschen kann ich hingegen einige Jahre verwenden.

Wer einmal Konfitüre so eingemacht hat, der bleibt bei dieser Einmachart, Konfitüre wie die Früchte zu Kompott heiss einfüllen.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 14. Juli werden in der Frauenstunde um 14.00 folgende Beiträge gegeben: «Sommerfreuden: kleine Umfragen unter Frauen. — Das Gedicht. — Blick in Broschüren (Elisabeth Thommen). — Mittwoch, 18. Juli erzählt um 14.00 Frieda Schneider-Brunner von «My ersicht Bärgeis». — Freitag, 18. Juli um 14.00 ist die «Frauenzeitung Nr. 9» angesetzt, die von Elisabeth Thommen redigiert wird. — Samstag, 19. Juli wird um 17.30 in der «halben Stunde der berufstätigen Frauen» der Schöpfer des Kindergartens, Friedrich Froebel, zu seinem 100. Todestag gewürdigt.

BAHNHOF BUFFET
Zürich

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telefon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Hotzli
die beliebtesten Spezial-Eierteigwaren
PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A.G. WILA

Peter-Oebach
Schöne KINDERBETTEN
Gerbergasse 7, beim Löwenplatz, Zürich
Tel. 27 74 56

Inserate im «Frauenblatt» bringen Erfolg!

Ferien in Graubünden
Es empfehlen sich die alkoholfreien Gasthäuser
Arosa Orrellhaus Nähe Bahnhof
Andero Gasthaus Sonne Mineralbäder, Jugendherberge
Thusis Volkshaus Hotel Rätia beim Bahnhof, Jugendherberge
Chur Rätisch Volkshaus beim Oberort
Landquart Volkshaus Bahnhofnähe
Samaden Alkoholf. Rest 2 Minuten vom Bahnhof
St. Moritz Hotel Bellaval beim Bahnhof, Jugendherberge
Mäßige Preise - Keine Trinkgelder - Aufmerksame Bedienung - Gute Küche - Bäder

Verlangen Sie Helvetia-Senf wenn Sie guten Senf wollen
Helvetia Senf
vollwürzig und doch mild
Mit Silva-Bilderscheck

Der heimelige Teeraum Marktgasse 18
B
Gipfelstube
W. DENTSCHLI, SOHN ZÜRICH

ENGELHOF
Hotel - Hospiz
Alle Zimmer mit liess. Wasser
Das alkoholf. Restaurant mit guter Küche und vorteilhaften Preisen

HÄGG
schont Ihre Portemonnaie
QUALITÄT

jetzt gegen Fliegen und Mücken im Hause

Neocid Spray
J.R. Geigy A.G., Basl

Ernst
„Guets Brot“ „Feini Guetzli“
Seefeldstrasse 119 Tel. 24 77 66
Seefeldstrasse 212 Tel. 24 57 44
Forchstrasse 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Outourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72
Schaffhauserstrasse 18 Tel. 28 78 44
Universitätsstrasse 87 Tel. 28 20 58

SCHAFFHAUSER WOLLE
KEINE KAMMWOOLLE

FIRN
Eis-Spezialitäten
Blöckli, Becher, Glaces in verschiedenen Aromen, Cassata, Vacherin, ein Begriff
Telephon 23 37 53 Zürich
Nie kältend, da aus pasteurisiertem Rahm und Milch hergestellt

Kaffee
von gleichbleibender Qualität — das ist unsere
GIGER-MISCHUNG
HANS GIGER & CO. BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergsstrasse 3 Tel. 22 37 31